

nun, ganz wie geplant, im Herbst 2008 in den Händen halten und darin blättern, stöbern und lesen könnten.

Ein Dankeschön geht schließlich auch an die Verlegerin, Ulrike Helmer, die dem Buchprojekt »Geschlechterwissen & soziale Praxis« schnell einen Platz in ihrem Verlagsprogramm eingeräumt hat und dessen Realisierung in jeder Hinsicht unterstützt hat. Es hat Spaß gemacht, mit ihr zusammen zu arbeiten, und ich hoffe, dies war nicht das letzte Mal.

Angelika Wetterer

Graz & Kumberg, im Juli 2008

Literatur

- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1969; zuerst englisch 1966): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a. M.
- Dölling, Irene (2003): Das Geschlechter-Wissen der Akteur/e/innen. In: Andresen, Sünne/Dölling, Irene/Kimmerle, Christoph (2003): Verwaltungsmodernisierung als soziale Praxis. Geschlechter-Wissen und Organisationsverständnis von Reformakteuren. Opladen: 113–165.
- Dölling, Irene (2005): »Geschlechterwissen« – ein nützlicher Begriff für die ›verstehende Analyse von Vergeschlechtlichungsprozessen? In: *Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien* 23(1+2): 44–62.
- Ilja Srubar (2006): Die Unwissensgesellschaft: Moderne nach dem Verlust von Alternativen. In: Dirk Tänzler/Knoblauch, Hubert/Soeffner, Hans-Georg (Hg.): Zur Kritik der Wissensgesellschaft. Konstanz: 139–154.

Angelika Wetterer

Geschlechterwissen: Zur Geschichte eines neuen Begriffs¹

»Ich heiße Carmen«, sagte Carmen auf Englisch.
»Ich bin eine Frau. Und was sind Sie, bitteschön?
Frau oder Mann?«
»Weder noch«, sagte ich auf Englisch, dann auf Spanisch: »Ich bin eine Übersetzerin.«
(Barbara Wilson: Ein Nachmittag mit Gaudí)

1. Wissen & Geschlecht – Hochkonjunktur eines traditionsreichen Themas

Das Thema »Wissen & Geschlecht« hat Hochkonjunktur, das zeigt schon ein kurzer Blick auf den Veranstaltungskalender der letzten zwei Jahre. An der Humboldt Universität Berlin veranstaltete das Graduiertenkolleg »Geschlecht als Wissenskategorie« im Winter 2006/07 die Vortragsreihe »Geschlecht in Wissenskulturen«, die der Frage nachging, wie »Geschlecht« in unterschiedlichen Disziplinen »funktioniert«. In Wien organisierte das Institut für Europäische Ethnologie im Februar 2007 die Tagung »Wissen und Geschlecht«, bei der diverse Themen verhandelt wurden, die von »Ge-

¹ Ich danke Torsten Wöllmann für seine aufmerksame Lektüre einer fast fertigen Fassung dieses Beitrages. Unsere lange Graz-Kumberger Telefonkonferenz hat mir wichtige Anregungen für den letzten ›Feinschliff‹ gegeben und nicht nur zur Klarheit des Gedankengangs (hoffentlich) beigetragen, sondern mich auch gleich mit genügend ›Stoff‹ und Fragezeichen für den nächsten Aufsatz versorgt. Und was kann man sich mehr wünschen, so kurz vor dem letzten Punkt hinter dem – für dieses Mal – letzten Satz.

schlecht in der Wissensgesellschaft« bis zur »Ratgeberliteratur über Schwangerschaft und Geburt« reichten. In Bochum stand Anfang 2007 das »GenderWissen in der Praxis« im Zentrum eines Workshops, der sich mit den Berufsperspektiven des Studiengangs »Gender Studies« beschäftigte. »Geschlechterwissen und Geschlechterkompetenz« heißt ein Sammelband (Riegraf/ Plöger 2008), der auf eine Bielefelder Tagung zurückgeht, die im April 2007 den Dialog zwischen Gleichstellungspolitik und Geschlechterforschung neu zu beleben suchte. Im Wappensaal des Wiener Rathauses wurde im selben Monat über »Gender Kompetenz als Berufsqualifikation für Frauen« nachgedacht. An der Universität Potsdam fand im Februar 2008 zu Ehren von Irene Dölling das Kolloquium »Geschlechter Wissen Mehr!« statt, das auch dem von ihr eingeführten Begriff des »Geschlechterwissens« seine Reverenz erwies. Und auch südlich der Alpen befassten sich Ende 2006 und Ende 2007 zwei Tagungen mit dem Geschlechterwissen: die Grazer Arbeitstagungen »Geschlechterwissen, Professionalisierung & soziale Praxis«, auf die dieses Buch zurückgeht.

GenderKompetenz, GenderWissen, Geschlechterwissen, Geschlecht als Wissenskategorie, in der Wissensgesellschaft oder in Wissenskulturen – schon diese sicher nicht vollständige Liste von Veranstaltungstiteln, die eine wie auch immer akzentuierte Verknüpfung der Begriffe »Wissen« und »Geschlecht« versprechen, legt einerseits den Eindruck nahe, dass hier ein neuer Schwerpunkt des Nachdenkens über Geschlecht im Entstehen ist. Schaut man genauer hin, so beginnt man andererseits aber auch zu ahnen, dass es kaum ein Thema gibt, mit dem sich die Geschlechterforschung in den letzten Jahrzehnten beschäftigt hat, das sich nicht unter einen der zwei heute geläufigsten Oberbegriffe subsumieren ließe.

Unter dem weit gespannten Dach des Labels »Geschlechterwissen« (oder: *Gender@Wissen*: Braun/ Stephan 2005) finden wir all das versammelt, was die Frauen- und Geschlechterforschung inzwischen über die Geschlechter weiß, ergänzt um die kritische Analyse dessen, was die Wissenschaften des Mainstream bislang über die Geschlechter zu wissen glaubten oder für so selbstevident hielten, dass es Eingang in ihre Konzepte fand, ohne explizit benannt oder gewusst zu sein. Und unter dem nicht minder weiten Dach des Labels »Genderkompetenz« finden wir – von der »Gehaltsschere« bis zur »beruflichen Neuorientierung von Frauen 50+« – all das, was die Gender-Expertin heute wissen sollte, um Geschlechterungleichheiten abbauen zu können, und auch das ist bekanntlich eine ganze Menge.

Der Gesamteindruck, den der Veranstaltungskalender vermittelt, ist entsprechend widersprüchlich und nicht nur erhelltend. Die neuen Label »Geschlechterwissen«, »Genderkompetenz« oder »Geschlecht als Wissenskategorie« scheinen offenkundig attraktiv und viel versprechend. Aber das, was die Veranstaltungstitel versprechen, die sich dieser Attraktion bedienen, verweist nicht durchweg auf einen wie auch immer einheitlichen oder abgrenzbaren Gegenstandsbereich empirischen Forschens oder theoretischer Konzeptualisierungen.

1.1 Auf den ersten Blick: Strategien der Selbstpräsentation

Beides wird verständlich, wenn man die Szenerie zunächst aus einer hochschul-, professions- und wissenschaftspolitischen Perspektive betrachtet. Nach gut 30 Jahren Forschung und Lehre in der Frauen- und Geschlechterforschung und nach der Einrichtung der ersten Studiengänge und Graduiertenkollegien, die sich auf Gender Studies, GeschlechterStudien oder Geschlecht als Wissenskategorie konzentrieren, macht eine offensive und selbstbewusste Verknüpfung von »Wissen & Geschlecht«, macht auch das rätselhafte Potsdamer »Geschlechter Wissen Mehr!« als Strategie der Selbstpräsentation durchaus Sinn. Blickt man auf die Geschichte der Universitäten und Wissenschaften zurück, so wird man ohne Einschränkung feststellen können, dass es nie zuvor so viele gut ausgebildete WissenschaftlerInnen und HochschulabsolventInnen gegeben hat, die sich in Frauen- und Geschlechterfragen auskennen, und dass der Wissensfundus, über den wir heute hinsichtlich der Geschlechterverhältnisse, der sozialen Fortpflanzungsweisen der Zweigeschlechtlichkeit oder der Geschichte der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Geschlechterdifferenz und ihrer sozialen Bedeutung verfügen, beispiellos ist.

Die Entstehung eines neuen Feldes wissenschaftlichen Wissens und die »Produktion« eines neuen Angebots an Experten, die qua Zertifikat autorisiert sind, es auch in der Praxis zur Anwendung zu bringen, wird in der Regel – das wissen wir aus der Geschichte der Professionen und anderer akademischer Berufe – begleitet von Strategien der Selbstdarstellung, die die Nachfrage nach diesem Wissen und nach den Experten, die es besitzen, unterstützen und voran bringen sollen (vgl. z.B. Stehr 1994: 355–360, 1998: 19–21). Auch in diesem Zusammenhang ergeben die diversen Verknüpfungen von Wissen & Geschlecht und die zahlreichen Bemühungen, die Gen-

der Kompetenz als neue praxis- und berufsrelevante Qualifikation zu etablieren, durchaus Sinn; ist der Wappensaal des Wiener Rathauses genau der richtige Ort, um die Botschaft zu vermitteln, dass hier ein Expertenwissen entstanden ist, dessen gesellschaftliche Bedeutung außer Zweifel steht; und gibt es zudem keinen Grund, nicht möglichst alle Erkenntnisse der Frauen- und Geschlechterforschung mit dem neuen Label »GeschlechterWissen« zu versehen und so explizit als Ressource auszuweisen, die in einer Gesellschaft, die sich zunehmend als Wissensgesellschaft versteht, wertvoll ist und Wertschätzung verdient.

In dieser im weitesten Sinne wissenspolitischen Perspektive kommt die Hochkonjunktur des Themas »Wissen & Geschlecht« also zunächst in ihrer strategischen Bedeutung in den Blick: als publikumsbezogene Selbstpräsentation, die den Anspruch auf Anerkennung anmeldet und dem Ziel dient, »to translate one order of scarce resources – special knowledge and skills – into another – social and economic reward« (so zu den »professional projects« des 19. Jahrhunderts: Larson 1977: xvii).

1.2 Auf den zweiten Blick: Wissen über Wissen

Es gibt aber auch einen zweiten Anspruch, der in einigen der eingangs aufgeführten Veranstaltungen formuliert wird, einen Anspruch, der nicht auf die strategische Verwertung von Wissen, sondern darauf gerichtet ist, ein systematisches Wissen über das Wissen zu erarbeiten, das die Frauen- und Geschlechterforschung ebenso wie andere Akteure in Geschlechterfragen hat. Das reflexive Moment, das mit dem Ziel verbunden ist, Wissen über Wissen zu gewinnen, steckt in dem Berliner Label »Geschlecht als Wissenskategorie«; es ist konstitutiv für Irene Döllings Begriff des Geschlechterwissens (zuerst 2003); und es ist zentral auch für das Grazer Vorhaben, »Geschlechterwissen & soziale Praxis« systematisch aufeinander zu beziehen.

Mit diesem sehr enger gefassten Ausschnitt des weitläufigen Themas »Wissen & Geschlecht« ist in den letzten Jahren in der Tat ein neuer Fokus theoretischen Nachdenkens und empirischen Forschens entstanden, und auch die Diskussion der hier im Zentrum stehenden Fragen systematischer Provenienz hat gegenwärtig Hochkonjunktur. Das zeigt nicht nur die »Erfindung« und schnelle Verbreitung des Begriffs Geschlechterwissen selbst; darauf weisen auch die zunehmend zahlreichen Bemühungen hin,

die wissenschaftliche Wissen feministischer Theoretikerinnen mit dem Gender-Expertisenwissen gleichstellungspolitisch engagierter »PraktikerInnen« zu vergleichen, um den schwierig gewordenen Dialog zwischen beiden zu revitalisieren und herauszufinden, wie es zu der wachsenden Distanz zwischen diesen zwei Spielarten von Geschlechterwissen gekommen ist (vgl. exemplarisch: Lüdke u. a. 2005; Riegraf/Plöger 2008; sowie meinen folgenden Beitrag in diesem Buch).

Die offensichtlich gewordenen Unterschiede im Geschlechterwissen von Gleichstellungspolitik und Geschlechterforschung sind, wie mir scheint, einer der Ausgangspunkte für das neue Nachdenken über Geschlechterwissen, das auf eine Systematisierung dieses Wissens abzielt und die Bedingungen zu rekonstruieren sucht, unter denen je Verschiedenes gewusst und relevant wird. Einen zweiten Ausgangspunkt bilden Studien zum alltagsweltlichen Geschlechterwissen, die zeigen, dass sich einige der Ziele der Frauenbewegung zwar heute großer Wertschätzung erfreuen, dass insbesondere die Gleichstellung der Geschlechter in bestimmten Milieus selbstverständlich geworden ist, dass dieses neue Wissen in der Praxis aber nur sehr begrenzt seinen Niederschlag gefunden hat. Auch in diesem Kontext waren und sind es vor allem Unterschiede und Widersprüche zwischen verschiedenen Formen von Geschlechterwissen, insbesondere zwischen diskursivem und praktischem Wissen, die zum Anstoß dafür geworden sind, Wissen über Wissen und über den Zusammenhang von Wissen und sozialer Praxis zu erarbeiten.

1.3 Im Rückblick: Vorläufer des Geschlechterwissens

Es mag an der Aktualität der Probleme und der oft engen Verknüpfung theoretischer und gleichstellungspolitischer Fragen liegen, dass dabei eine Theorietradition allenfalls am Rande einbezogen wurde, die auf eine inzwischen 40jährige Geschichte der Beschäftigung mit dem Geschlechterwissen der Gesellschaftsmitglieder zurückblicken kann und für die sich nicht zufällig das Zwillingsslabel »sozialkonstruktivistisch und wissenssoziologisch« eingebürgert hat. Das Anliegen, Wissen über Wissen zu generieren, fällt – jedenfalls in der Soziologie – in den Zuständigkeitsbereich der Wissenssoziologie. Und das Vorhaben, die Bedingungen zu rekonstruieren, unter denen je Verschiedenes gewusst und damit auch potenziell »wirklich« wird, lässt sich im weitesten Sinne einer theoretischen Zugangsweise zu-

ordnen, die Wissen als integralen Bestandteil sozialer Konstruktionsprozesse begreift und nicht als getreuliches Abbild von deren Effekten.

Vor ziemlich genau 40 Jahren erschien Garfinkels Studie über die in der Soziologie berühmte Agnes (1967), die am Anfang des soziologischen Nachdenkens über das Geschlechterwissen stand, und es ist mir nicht nur aus Gründen der Genealogie wichtig, daran zu erinnern, dass wir dieser Theorietradition einige noch immer aufschlussreiche Vorläufer des Begriffs »Geschlechterwissen« verdanken: Carol Hagemann-Whites »Alltagstheorie der Zweigeschlechtlichkeit« (1984), Stefan Hirschauers »Zweigeschlechtlichkeit als Wissenssystem« (1996), meinen eigenen Vorschlag, das jeweils »zeitgenössische Differenzwissen« (2002, 2003) in die Analyse von Geschlechterkonstruktionen einzubeziehen. Und nicht zu vergessen: Goffmans ebenso ironische wie erhellende Verweise auf den »Geschlechtsglauben« (1977), der ebenfalls ein früher Vorläufer des Geschlechterwissens ist; vielleicht sogar der zutreffendste, wenn man Kessler/ McKenna's (1978) hellsichtiger Parallelisierung von Wissenschafts- und Götterglauben folgen mag:

»Our reality (of gender) is constructed in such a way that biology is seen as the ultimate truth. This is, of course, not necessary. In other realities, for example, deities replace biology as the ultimate source of final truth. What is difficult to see, however, is that biology is no closer to the truth, in any absolute sense, than a deity.« (Kessler/ McKenna 1978: 162)

1.4 Spielarten des Nachdenkens über das Geschlechterwissen

Als Irene Dölling den Begriff des Geschlechterwissens einführt, war diese Tradition in ihren Überlegungen zwar durchaus präsent, etwa in den vielfältigen Bezugnahmen auf die interaktive Herstellung von Geschlecht (z.B. Dölling 2005: 44–46). Explizit und systematisch jedoch entfaltet sie ihren Begriff unter Rekurs auf Bourdieu und Konzepte biografischen Wissens (vgl. Dölling 2003, 2005) und kann auf dieser Grundlage Analysedimensionen erfassen und aufeinander beziehen, die in der sozialkonstruktivistischen und wissenssoziologischen Tradition lange nur am Rande einbezogen wurden: die subjektiv-individuelle Dimension des biografisch erworbenen Geschlechterwissens und die feldspezifische Dimension des Geschlechterwissens, das in je verschiedenen Handlungskontexten vorausgesetzt und anerkannt ist.

In der an Schütz anschließenden ethnomethodologischen Tradition war das Erkenntnisinteresse zunächst gleichsam tiefer gelegt, ging es darum, Aufschluss über das Basiswissen, über die »natural attitude«, die von Schütz (1932) im Anschluss an Husserl so genannte »natürliche Einstellung« zu gewinnen, die kompetente Gesellschaftsmitglieder miteinander teilen und für selbstverständlich, normal und natürlich halten (vgl. hierzu auch und ausführlicher Stoller in diesem Band). Dieser allen gemeinsame Wissensfundus, der von fragloser Selbstverständlichkeit ist, ist für Schütz und Berger/Luckmann (1969), für Garfinkel und Kessler/McKenna die Voraussetzung dafür, dass soziales Handeln und soziale Ordnung überhaupt möglich sind und die Gesellschaftsmitglieder darauf bauen können, dieselbe Lebenswelt, dieselbe Alltagswirklichkeit zu bewohnen (vgl. im Überblick: Joas/Knöbel 2004: 220–250). Hier kommen Alltagswissen und alltagsweltliches Geschlechterwissen in einer immer auch grundlagentheoretischen Perspektive in den Blick, werden immer auch die Basics sozialen Handelns verhandelt, die den individuell-biografischen und den feldspezifischen Differenzierungen vorgelagert und unterlegt sind.

Mit der Formulierung »vorgelagert und unterlegt« ist keine Hierarchisierung der jeweiligen Wissensbestände intendiert. Sie soll das Augenmerk vielmehr auf grundlegende Übereinstimmungen zwischen den zwei Theorietraditionen richten, die bislang für die Analyse des Geschlechterwissens produktiv geworden sind. Die Spielart des Nachdenkens, die auf Garfinkel und Goffman zurückgeht, und diejenige, die Dölling unter Rückgriff auf Bourdieu und Konzepte biografischen Wissens entwickelt hat, stehen sich nicht als Alternativen gegenüber, sie schließen sich nicht aus, sondern sie können einander produktiv ergänzen.

Das jedenfalls werde ich im Folgenden deutlich zu machen suchen, wenn ich drei wichtige Stationen der soziologischen Auseinandersetzung mit dem Geschlechterwissen rekapituliere. Ich beginne in *Kapitel 2* mit den Anfängen bei Garfinkel und Kessler/McKenna, denen wir grundlegende Einsichten in das Basiswissen verdanken, über das kompetente Gesellschaftsmitglieder in Sachen Geschlechterunterscheidung verfügen; werde in *Kapitel 3* Stefan Hirschauers Überlegungen zur »Zweigeschlechtlichkeit als Wissenssystem« vorstellen, die erstmals einen systematischen Überblick über die Wissenselemente geben, die an der Erzeugung unserer zweigeschlechtlichen Wirklichkeit beteiligt sind; und dem in *Kapitel 4* dann schließlich Irene Döllings Systematisierung des Geschlechterwissens ge-

genüberstellen, die auch von der Intention getragen ist, die Chancen für einen Umbau der Geschlechterverhältnisse systematisch ausloten zu können.

2. Am Anfang die Basics: Basiswissen & Basiskompetenzen

»In the beginning there was Agnes« – so könnte die Überschrift für eine Geschichte der soziologischen Beschäftigung mit dem Geschlechterwissen lauten, die nicht nur den Vorzug hätte, ausnahmsweise mit einer Frau zu beginnen, sondern genügend Potenzial zur Geschlechterverwirrung in sich birgt, um eingefahrene Denkgewohnheiten aus der Spur zu bringen. Agnes entpuppt sich als Mann-zu-Frau-Transsexuelle, die Garfinkel ausführlich darüber berichtet, welche Hindernisse es ihr im Alltag schwer machen, »to routinize the rounds of daily activities« (Garfinkel 1967: 118). Und Garfinkel ist wie kaum ein anderer prädestiniert, diese Hindernisse als Erkenntnischance zu nutzen – ein schöneres Krisenexperiment hätte er sich kaum ausdenken können.

Die Erfahrungen von Agnes, der ersten in einer langen Reihe von »intersexed persons«, die zu Auskunftspersonen der Soziologie wurden, geben Garfinkel Aufschluss über das Hintergrundwissen, die »background relevances«, die im Alltagshandeln stillschweigend vorausgesetzt und nur schwer dingfest zu machen sind, »because of their routinized character and because they are so embedded in a background of relevances that are simply ›there‹ and taken for granted« (ebd.: 118). Mit Garfinkels Blick auf diese Hintergrundannahmen beginnt die soziologische Analyse des alltagsweltlichen Geschlechterwissens. Und Garfinkels Ausbeute ist nicht gering. Er »entdeckt« insgesamt zehn Basisannahmen, zehn grundlegende Gewissheiten, die für erwachsene, »normale« Mitglieder seiner (und größtenteils auch unserer) Gesellschaft schlicht und einfach Tatsachen sind, die nur bezweifeln könnte, wer seinen Verstand und damit auch seinen Status als kompetentes Gesellschaftsmitglied verloren hat, das einfach weiß, was Sache ist. Zum Beispiel:

»The members of the normal population [...] are essentially, originally, in the first place, always have been, and always will be, once and for all, in the final analysis, either ›male‹ or ›female‹.« (ebd.: 122)

Garfinkels Basisannahmen werden heute meist zu dreien zusammengefasst, die die Wirklichkeit zweier Geschlechter mittels des axiomatischen Wissens erzeugen, »dass alle Menschen *unverlierbar* (Konstanzannahme) und aus *körperlichen* Gründen (Naturhaftigkeit) *entweder* das eine oder das *andere* Geschlecht sind (Dichotomizität)« (Hirschauer 1996: 243; vgl. Hagemann-White 1984: 81). Das sind die Gewissheiten, das ist das Fundament, das auch den bei Dölling im Mittelpunkt stehenden individuelli-biografischen und feldspezifischen Dimensionen des Geschlechterwissens vorgelagert und unterlegt ist.

Unser Wissen über diese Hintergrundannahmen und ihre Handlungsrelevanz ist zehn Jahre nach »Agnes« durch Suzanne Kessler und Wendy McKenna (1978) beträchtlich erweitert worden. Kessler/McKenna sind nicht nur die ersten, die sehen, dass die Basisannahmen der Zweigeschlechtlichkeit auch dem wissenschaftlichen Wissen über Geschlechterdifferenzen zu Grunde liegen (ebd.: ix–x und 42–80). Sie nutzen erstmals systematisch das Be-Fremdungs- und damit Erkenntnispotential der »crosscultural perspectives on gender«, die zeigen, dass andere Kulturen teilweise ganz andere Selbstverständlichkeiten voraussetzen (21–41). Sie schauen sich die anfangs recht holperigen Versuche von Kindern an, sich unsere »Alltagstheorie der Zweigeschlechtlichkeit« anzueignen (81–111). Und sie sind einer Unterscheidung auf die Spur gekommen, die für die aktuelle Auseinandersetzung mit dem Geschlechterwissen deshalb bedeutsam ist, weil sie deutlich macht, dass bereits bei der für alle weiteren Vergeschlechtlichungsprozeduren grundlegenden »gender attribution«, der alltäglichen Zuordnung einer Person zum einen oder anderen Geschlecht, das Wissen, das die Gesellschaftsmitglieder im Kopf haben, nicht deckungsgleich ist mit dem Wissen, das in der Praxis den Ausschlag gibt (1–20 & 142–169).

Kompetente Gesellschaftsmitglieder, die von Garfinkel so genannten »normals«, verfügen bei Kessler/McKenna, genau besehen, über zwei Basisvarianten von Geschlechterwissen und über zwei Basiskompetenzen, die bei der »gender attribution« eine je verschiedene Rolle spielen. Auch wenn Kessler/McKenna dies nicht so explizit sagen, wie ich es hier mache, beschreiben sie doch mit großer Genauigkeit zwei unterschiedliche Fähigkeiten der »normals«: Die Fähigkeit, augenblicklich zu erkennen, ob sie eine Frau oder einen Mann vor sich haben (das praktische Wissen), und die Fähigkeit, wie auch immer unbeholfen erklären zu können, wie sie das ma-

chen und woran sie eine Frau als Frau erkennen oder einen Mann als Mann (das Wissen »im Kopf«).

Während die »normals« selbst glauben, dass ihre Erklärungen recht genau nachzeichnen, anhand welcher Merkmale sich die Geschlechtszugehörigkeit jeder Person zuverlässig ermitteln lässt, zeigen Kessler/McKenna, dass es in der Praxis aber so gerade nicht funktioniert, weil jedes der Merkmale, die Frauen von Männern zu unterscheiden erlauben, erst dann einen Sinn ergibt, wenn die Entscheidung »Frau oder Mann« bereits getroffen ist. Erst wenn ich weiß, dass ich einen Mann vor mir habe, kann ich hören, dass seine Stimme eigentlich zu hoch, kann ich sehen, dass sein Bartwuchs recht spärlich oder sein ganzes Verhalten irgendwie affektiert ist. Vorher kann die Höhe der Stimme alles Mögliche bedeuten und ist in handlungspraktischer Hinsicht völlig nichts sagend.

Der von Hartmann Tyrell so genannte »zweigeschlechtliche Erkennungsdienst« (1986) orientiert sich Kessler/McKenna zu Folge an einer »Gestaltwahrnehmung« (1978: 151), die im Nu all das und nur das sieht und integriert, was wissenswert ist. Das Erkennen des Geschlechts beruht, anders gesagt, auf einer Kulturtechnik des Sehens (und teilweise auch des Hörens), deren erstaunliche Leistungsfähigkeit gerade daher röhrt, dass sie nicht angewiesen ist auf das sukzessive Durchchecken all der Merkmale, die uns als plausible und legitime Gründe für die Mitgliedschaft in einer der zwei Genusgruppen gelten. Das praktische Können und das kognitiv-sprachförmige oder diskursive Geschlechterwissen, eine Unterscheidung, die Stefan Hirschauer (1996) explizit in die Analyse des Geschlechterwissens einführt, mögen zwar aus der Sicht der Gesellschaftsmitglieder übereinstimmen, aber in der Praxis folgen beide einer je eigenen Logik.

Auf einen weiteren wichtigen Aspekt machen Kessler/McKenna's oft gewürdigte Überlegungen zu den »kulturellen Genitalien« (153–155) aufmerksam, die Vieles Garfinkel verdanken, nicht zuletzt die Einsicht in die Gutgläubigkeit der Gesellschaftsmitglieder, die der »Gestaltwahrnehmung« mitunter den Weg bahnt und den Transsexuellen manch vermeintliche Hürde aus dem Weg räumt. Beim Gynäkologen erwartet eben niemand, auf eine Transsexuelle zu treffen, die die letzte Stufe des »passing« noch vor sich hat. Hier wird die Mitgliedschaft in der Genusgruppe der Frauen recht freizügig all denen zugebilligt, die sich als Patienten rubrizieren lassen. Schon Garfinkel beobachtet zudem, dass seine Gewährsperson Agnes – wie andere »normals« auch – nicht darauf besteht, dass alle Frauen eine Vagina besitzen und nur diejenigen Frauen sind, die über diesen Besitz verfügen,

wie eine seiner Basisregeln festhält. Es geht um etwas anderes: »*The legitimately possessed vagina is the point of interest. It is the vagina the person is entitled to*«. Und er schließt daraus: »*the genitals that serve the normal member as insignia of normally sexed membership consists of penises-and-vaginas-in-the-moral-order-of-sexed-persons*« (Garfinkel 1967: 127, Hervorhebung AWe).

Bei Kessler/McKenna verschwindet das Adjektiv »moral« aus dem Sprachgebrauch, dessen Sinn bei Garfinkel sich besser erschließt, wenn man seinen Hinweis einbezieht, »»normal« means »in accordance with the mores«« (1967: 124), in Übereinstimmung also mit den (lateinischen) »mores«, den guten Sitten, die etymologisch auch der Moral zu Grunde liegen. In der Sprache Kessler/McKenna's werden die »moralischen« zu »kulturellen« Genitalien: »*the cultural genital is the one which is assumed to exist and which, it is believed, should be there [...]. Cultural genitals are the attributed genitals*« (1978: 154). Mit diesen Formulierungen wird, deutlicher noch als bei Garfinkel, der hypothetische und präskriptive Charakter der Genitalien betont, der auch durch die bei uns übliche Kleiderordnung nahe gelegt wird. Da die einschlägigen Körperregionen in aller Regel verdeckt sind, sind wir auf Vermutungen und indirekte Gender-Marker eben auch angewiesen, und dies umso mehr, als sich jedes Nachfragen verbietet.

In der Mischung aus Peinlichkeit und Lächerlichkeit, die schon die Antizipation der Bitte evoziert, mal eben nachschauen zu dürfen, kommt aber auch der »moralische« Aspekt wieder zum Vorschein. Auch bei Kessler/McKenna haben die kulturellen Genitalien neben ihrem hypothetischen Charakter eine normative Dimension, sind sie ein *legitimer* Besitz und kommt deshalb die Frage, mal eben nachschauen zu dürfen, dem Vorwurf gleich, die um Auskunft gebetene Person würde womöglich eine Geschlechtszugehörigkeit für sich reklamieren, auf die sie keinen legitimen Anspruch hat – oder die sie nicht kompetent darzustellen vermag, sofern die Fragende nicht selbst schuld ist und einfach nicht gescheit hingeschaut hat. Nur: wohin?

Das Geschlechterwissen, das für die Praxis des »doing gender« unverzichtbar ist, umfasst – wie man im Anschluss an Kessler/McKenna festhalten kann – ein vielfältiges Repertoire von Praktiken der Wissensgenerierung, die im »doing« in Sekundenbruchteilen ineinander greifen. Zu diesem Repertoire gehören die Basisannahmen der Zweigeschlechtlichkeit, die praktisch sind, weil sie eine hochgradig selektive Wahrnehmung ermöglichen: Wir wissen immer schon, dass wir überhaupt nur nach Frauen und

Männern Ausschau halten müssen und nicht nach Zwittern, Zwischenstufen oder dritten Geschlechtern. Ins Repertoire gehören die Kulturtechniken des Sehens und Hörens, auf die der zweigeschlechtliche Erkennungsdienst angewiesen ist. Und zu ihm gehört ein großenteils implizit bleibendes Wissen über Wahrscheinlichkeiten und soziale Obligationen, legitime Besitztümer und indirekte Gender-Marker, die für das stehen, was man nicht sehen kann.

Nicht oder allenfalls in homöopathischen Dosen ins Repertoire des »*doing gender*« gehört hingegen das diskursive Wissen, das zu Wort kommt, wenn man die »normals« fragt, wie sie das eigentlich hinkriegen, jeder Person ihre Geschlechtszugehörigkeit augenblicklich anzusehen (sic). Bevor all die Merkmale überprüft wären, die einem dann – nach einigem Zögern und Stirnerunzeln – unterbreitet werden, wäre die Praxis des „*doing gender*“ längst zum Stillstand gekommen. Das passiert aber nur in den seltensten Fällen. Die Gesellschaftsmitglieder können offenbar weit mehr als sie zu beschreiben vermögen und sie wissen nur sehr begrenzt, was sie eigentlich tun, wenn sie routiniert »*gender*«.

Daraus lässt sich eine Schlussfolgerung ziehen, die für die aktuelle Auseinandersetzung mit dem Geschlechterwissen ebenso aufschluss- wie folgenreich ist. Die vielfach zu beobachtende Konzentration auf das diskursive Wissen ist für die Analyse sozialen Handelns nicht nur deshalb problematisch, weil im Reden vor allem die Wissensbestände zum Vorschein kommen, die als legitim und validierungsfähig gelten. Problematisch sind auch und vor allem die methodischen Beschränkungen, die ein primär kognitiver und sprachförmiger Wissensbegriff nahe legt, der Stefan Hirschauer (in diesem Band) nicht zufällig an ein Modell empirischer Sozialforschung denken lässt, dass sich am Beispiel der Telefonauskunft zu orientieren scheint. Sie führen nämlich dazu, dass das handlungsrelevante Wissen allenfalls ausschnittweise in den Blick kommt.

Das praktische Wissen steckt nicht (nur) im Kopf. Es reicht nicht, die Auskunft anzurufen (oder eine Befragung durchzuführen). Man müsste schon hinschauen ab und zu und die in der Soziologie recht stiefmütterlich behandelte Kunst der Wahrnehmung, des Sehens und Hörens ausbilden, einüben und kultivieren. Und im nächsten Schritt dann wohl auch noch die Kunst des Riechens und Fühlens, denn auch diesbezüglich wissen wir weit mehr, als wir zu beschreiben vermögen, jedenfalls in der Soziologie. Da sind uns die PR-Spezialisten weit voraus, die genau beschreiben, was eine Bodylotion für Männer von derjenigen für Frauen unterscheidet, obwohl

deren Bestandteile entweder identisch sind oder den Unterschied erst hervorbringen, der in der Produktbeschreibung vorausgesetzt ist.

3. Die Zweigeschlechtlichkeit als Wissenssystem: Diskursives, visuelles & praktisches Wissen

Das Konzept der sozialen Konstruktion von Geschlecht, in dessen Rahmen das Geschlechterwissen der Akteure eine zentrale Rolle spielt, hat im deutschsprachigen Bereich vor allem anfangs den Verdacht erregt, es würde die Wirklichkeit der Zweigeschlechtlichkeit in Abrede stellen und käme der Aufforderung gleich, die Geschlechtszugehörigkeit samt aller an ihr hängenden Obligationen, Handlungschancen und -restriktionen auf die leichte Schulter zu nehmen. Wenn die Geschlechter »*bloß*« konstruiert und nicht natürlich sind, so die Befürchtung, werden sie beliebig und irreal, könnte die Geschlechtszugehörigkeiten womöglich sogar aufhören, ein ernst zu nehmender sozialer Tatbestand zu sein.

Dass diese Befürchtung unbegründet, aber gleichwohl aufschlussreich ist, weil sie auf die große Definitionsmacht verweist, die die Biologie über unser Alltagswissen hat, steht am Anfang von Stefan Hirschauers Überlegungen zur Zweigeschlechtlichkeit als Wissenssystem:

»Die kontroverse Frage ist nicht, wie wirklich die Zweigeschlechtlichkeit ist, sondern wie sie eine Wirklichkeit ist: als eine universelle, überhistorische und außersoziale Weisenheit oder als integraler Bestandteil jeweiliger Lebensformen.« (Hirschauer 1996: 241).

Aus soziologischer Sicht fällt die Antwort (inzwischen?) leicht: »Die Geschlechterunterscheidung ist eine permanent stattfindende *soziale Praxis*, die ein Wissenssystem reproduziert« (ebd.: 242). Zu diesem Wissenssystem gehören für Hirschauer:

1. Das *kognitive und sprachförmige Wissen*, das Theorien, Wahrnehmungsleistungen, Erklärungen und Begründungen umfasst, »die einen dichten Sinnzusammenhang stricken, aus dem kaum zu entrinnen ist« (246);
2. das *bildförmige Wissen*, zu dem wirkmächtige Visualisierungen gehören, die für eine ständige Auffälligkeit und Offensichtlichkeit der Zweigeschlechtlichkeit sorgen;

3. und das *praktische Wissen* der Geschlechtsdarstellung und -attribution, das ein Können ist, das »eher körperlicher als kognitiver Natur ist« (248).

Wichtig und weiterführend an Hirschauers Systematisierungsvorschlag ist nicht nur, dass er diskursives, visuelles und inkorporiertes praktisches Wissen – soweit ich sehe: erstmals – explizit und gleichermaßen einbezieht, sondern auch, dass er – wie bereits Kessler/McKenna – alltagsweltliches und wissenschaftliches Geschlechterwissen auf gleicher Augenhöhe ansiedelt. Auch biologisches, medizinisches oder psychologisches Wissen sind, jedenfalls in ihrer dominierenden Lesart, ganz ebenso Teil der Zweigeschlechtlichkeit als Wissenssystem wie das Alltagswissen und wie dieses dem Glauben verpflichtet, dass Konstanz, Naturhaftigkeit und Dichotomizität der Geschlechterunterscheidung selbstevident sind und keiner weiteren Begründung bedürfen.

»Auch das massenhafte Wissen über Geschlechtsunterschiede, das die Differentialpsychologie, die empirische Sozialforschung und weitere Disziplinen ständig erzeugen, indem sie Geschlecht als unabhängige Variable untersuchen, gibt nur einem schon im Alltag laufenden distinguerenden Vergleich zwischen zwei *sozialen* Kategorien eine *wissenschaftliche* Form.« (244; Hervorhebung AWe)

1. *Diskursives Wissen*. Systematisch und Schritt für Schritt betrachtet, ordnet Hirschauer dem kognitiven und sprachförmigen Wissen vier Elemente zu: (i) Das *Alltagswissen*, das über die bekannten Basisannahmen verfügt, die eine »dichotome Optik bereitstellen, die sowohl in der Wahrnehmung von Personen wie in der von Körpern immer zwei Sorten zu erkennen vermag« (245). (ii) Das *wissenschaftliche Wissen*, das eine Vielzahl von disziplinspezifischen Theorien und Methoden kennt, um Geschlechtsunterschiede dingfest zu machen und selbst im Notfall einer »Störung der Alltagsaxiome« eine eindeutige Geschlechtsbestimmung vornehmen zu können, etwa mittels Hormonbestimmung. Als weiteres Element kommen (iii) *normative Annahmen* hinzu, die körperliche Devianz pathologisieren: »Was nicht passend gemacht werden kann, wird anormalisiert«, seien dies zwittrige Genitalien oder Infertilität (245). Und schließlich verfügt die Zweigeschlechtlichkeit als Wissenssystem über (iv) *intellektuelle Schutzvorkehrungen*, Hilfstheorien für kognitive Devianz, die bei der Behandlung von Personen zum Einsatz kommen, die ihre Geschlechtszugehörigkeit nicht als tief verwurzeltes Bedürfnis erfahren, etwa bei Transsexuellen, »die die Bedeutung ihrer Genitalien partout nicht einsehen wollen« (246).

Die für das Alltagswissen selbstverständliche und natürliche Unterscheidbarkeit der Geschlechter erfährt auf diese Weise eine kognitive Absicherung, die für jede Störung der bipolaren Optik und Ordnung gerüstet ist und für alles, was nicht ins Bild passt, eine geeignete Normalisierungsstrategie zur Hand hat. Hier wird der bereits zitierte dichte Sinnzusammenhang sichtbar, dem kaum zu entrinnen ist, »da ›alles‹ und ›jedes‹ durch ›Erklärungen‹ wieder in das Legitimationsgefüge eingegliedert werden kann« (246). Die Befürchtung, als »bloß« Konstruierte würden die Geschlechter weniger wirklich, geht weit in die Irre. Die Zweigeschlechtlichkeit wird mit einem Legitimationsaufwand am Leben erhalten, »wie es ihn für kaum eine andere soziale Institution gibt« (245).

2. *Visuelles Wissen*. Hirschauers Ausführungen zum bildförmigen Wissen, der zweiten Gruppe geschlechterkonstituierender Wissenselemente, sind relativ spärlich (247). Wir erfahren, dass die Visualisierungen, die für die ständige Offensichtlichkeit der Zweigeschlechtlichkeit sorgen, eine spontane Evidenz besitzen, angesichts derer sich jedes Reden und Erklären erübrigt. Und wir erfahren, dass sowohl das Alltagswissen wie das wissenschaftliche Wissen mit der spontanen Evidenz dieser Bilder arbeiten. Emily Martins (1991) Analyse der Metaphern (resp. der Bildersprache), mit deren Hilfe die Biologie eine Zeitlang die Geschichte vom großen passiven Ei und den kleinen, flotten und kraftvollen Spermien erzählt hat, ist in diesem Zusammenhang ebenso instruktiv wie Goffmans (1976) Untersuchung über Geschlechterbilder in der Werbung, denen er im Vorspann systematische Überlegungen zur Bedeutung des Körpers in den Ritualen des Alltagshandelns vorausschickt, die manches von dem vorwegnehmen, was derzeit unter dem Label »body turn« (Gugutzer 2006) neu entdeckt wird.

3. *Praktisches Wissen & Können*. Im Alltagshandeln stützen sich die Akteure auf ein praktisches Wissen, auf ein Können, das eher im Körper bewahrt ist als im Kopf. Hier ist ein Wissen gefragt, das sich nicht auf kognitive Klassifikationssysteme bezieht, sondern das »die praktische Durchführung sozialer Realität im Gebaren derer, die sie bewohnen«, ermöglicht (247). Dabei lassen sich zwei Formen von Können unterscheiden, die im »doing gender« fortlaufend ineinander greifen: (i) Die hohe Kunst der »natürlichen« Geschlechtsdarstellung, die uns allen leicht von der Hand geht, die sich aber Transsexuelle in einem harten Training erst aneignen müssen, die sie anleitet, das komplexe Repertoire von »habituellen, gestischen, mimischen, vestimentären und verbalen Präsentation ihrer Geschlechtszugehörigkeit« (ebd.) nicht nur »im Kopf« abzuspeichern, sondern es sich »ein-

zuverleiben«. Das Trainingsprogramm, dem die Transsexuellen einen guten Teil ihrer Beliebtheit in der Soziologie verdanken, zielt auf die Inkorporierung von Wissen. Hier ist, wie man im Anschluss an Günter Gebauer und Christop Wulf (2003) ergänzen kann, mimetisches Handeln gefragt, also Nachahmen und beharrliches Üben, damit das Können nicht nur *auf* den Körper »geschrieben« wird, sondern *in* den Körper eingeht, um dann in der sozialen Praxis *durch* den Körper – aus der Sicht des Kopfes: wie von selbst – prozessiert werden zu können (vgl. Hirschauer 1996: 249).

Gleichzeitig wird die Geschlechterwirklichkeit permanent »gelesen«, gesehen, gehört und entschlüsselt, was auf Seiten der Betrachter (ii) die nicht minder hohe Kunst der *Geschlechtsattribuierung* voraussetzt, die »in hohem Tempo ein System von Geschlechtszeichen mobilisiert und auf reflexive Weise eine eindeutige Geschlechtszugehörigkeit konstruiert, die sich auf die Annahme von genau zwei Geschlechtern reimt« (248). Hier kommen die Wissenselemente wieder zum Vorschein, von denen bereits bei Kessler/McKenna die Rede war: Die Grundregeln unseres Geschlechtsglaubens, das implizite Wissen um Wahrscheinlichkeiten, legitime Besitztümer und zuverlässige Gender-Marker, und die Kunst des Sehens und Hörens, für die man ein waches Auge braucht und ein feines Gespür für Töne, Zwischentöne und Miss-Stimmigkeiten.

Eine Bemerkung am Rande: Wenn die Sprache ein Wissensspeicher ist und unser kulturelles Gedächtnis darstellt, dann ist der großenteils metaphorische Gebrauch, den die Soziologie von den unzähligen Wort-Schätzchen macht, die auf die Sinne als Erkenntnisquelle verweisen, bemerkenswert. Offensichtlich oder augenscheinlich, hell-, klar- oder weitsichtig, angesehen oder tiefgründig, oberflächlich, begreiflich, begrifflich oder vielschichtig – jedes dieser Worte erinnert an einen Sinneseindruck, der für die Analyse des praktischen Könnens auch im buchstäblichen Sinne erhellend sein könnte. Selbst der Sinn-Begriff ließe sich leicht wieder mit den Sinnen in Verbindung bringen, denen er seine Herkunft verdankt. Aber das fällt am Schreibtisch, mit Blick auf einen Bildschirm – naja, Bild-Schirm? –, den vor allem Buchstaben bevölkern, offensichtlich schwer. Die Produktionsbedingungen wissenschaftlichen Wissens haben nachhaltige Spuren hinterlassen: Man kann sie dem Wissen ansehen. Alles, was nicht ins cartesianische Weltbild passt, wird durch Metaphorisierung unsichtbar gemacht. Aus den Augen, aus dem Sinn (zur cartesianischen Tradition der Soziologie vgl. Meuser 2006).

4. Kollektives, biografisches und feldspezifisches Geschlechterwissen

Die Überlegungen, die ich bislang vorgestellt habe, konzentrieren sich auf die Basics, auf das Basiswissen und die grundlegenden Kompetenzen, die in der sozialen Praxis der Geschlechterunterscheidung vorausgesetzt sind und aktualisiert werden. Von konkreten Inhalten, die Auskunft darüber geben, wie Frauen und Männer hier und heute im Einzelnen sind oder sein sollen, von konkurrierenden Wissensbeständen oder von den Relationen, die zwischen dem handlungsrelevanten Wissen und der sozialen Positionierung seiner »Trägerinnen« bestehen, ist hingegen noch nicht einmal ansatzweise die Rede gewesen. Entsprechend weit ist der Weg, um von diesen Basics zu den Themen zu gelangen, die die Frauen- und Geschlechterforschung in gegenwartsdiagnostischer und systematischer Absicht mehrheitlich interessieren, sei dies das Geschlechterwissen in Organisationen, die Arbeitsteilung in Paarbeziehungen oder der soziale Ort von Frauen und Männern in den Institutionen des Bildungssystems.

Dass sich auch diese Fragen nur auf der Grundlage der Basics stellen lassen und dass die Akteure auch in diesen Handlungsfeldern nicht ohne die Basics auskommen können, mag ja schön und gut sein. Aber sehr weit kommt man damit nicht, wenn man Aufschluss über spezifische Handlungskontexte oder konkrete Akteurskonstellationen, über Handlungsspielräume und deren Begrenzung gewinnen will. Da liegt Carol Hagemann-Whites Vorwurf der »botanisierenden« Grundlagenforschung durchaus nahe (1993).

Auch Irene Dölling möchte sich mit dem »Botanisieren« nicht begnügen, als sie sich im Rahmen eines Forschungsprojekts über Führungskräfte einer Berliner Bezirksverwaltung daran machte, den Begriff des Geschlechterwissens zu präzisieren. Für sie standen die bislang noch nicht thematisierten Dimensionen des zeitgenössischen Differenzwissens im Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses:

»Mit dem Begriff Geschlechter-Wissen können [...] Elemente von Veränderungswissen bei den AkteurInnen sowie die Relation von Beharren und Verändern in ihren Subjektpositionen und – genereller – subjektive Dimensionen des Herstellens von Geschlecht (doing gender) im praktischen Handeln systematisch herausgearbeitet werden.« (Dölling 2005: 45f)

Dölling setzt entsprechend deutlich andere Akzente als Hirschauer, der zu klären sucht, wie die störanfällige Praxis der Geschlechterunterscheidung am Leben erhalten und bewahrt wird. Während bei Hirschauer das Ge-

schlechterwissen immer nur insoweit in den Blick kommt, wie es zur Reproduktion der Zweigeschlechtlichkeit beiträgt, geht Dölling davon aus, »dass ›Wissen‹ plural ist, dass jede Kultur verschiedene Wissensformen aufweist, die auf spezifische Weise ›Welt‹ auslegen und deuten« (50), und dass zwischen diesen diversen Wissensformen kein hierarchisches Verhältnis besteht. Ferner setzt sie voraus, dass das individuelle Geschlechterwissen der Akteure/innen neben Elementen solchen Deutungswissens auch Wissensbestände einschließt, von denen die Handelnden »nicht ›wissen‹, dass sie über sie verfügen, weil sie als quasi ›natürliche‹ Einstellungen im praktisch alltäglichen Handeln unbewusst ins Spiel kommen« (ebd.).

Schon in diesen Ausgangsüberlegungen, die mit dem Verweis auf die »natürliche Einstellung« an das anschließen, was zuvor erörtert worden ist, ist eine systematische Unterscheidung von zwei Grundformen des Geschlechterwissens angelegt, die für Döllings weitere Präzisierungen zentral ist (vgl. ausführlicher: Andressen/ Dölling in diesem Band). Sie unterscheidet nicht zwischen kognitivem, visuellem und inkorporiertem praktischen Wissen. Sie unterscheidet:

1. das *objektivierte, gesellschaftliche oder kollektive Geschlechterwissen*, das einen geteilten Wissensvorrat darstellt, der neben dem Wissen über die Selbstevidenz der Geschlechterunterscheidung die »(vor-)herrschenden normativen Vorstellungen von den ›richtigen‹ Beziehungen zwischen Frauen und Männern« einschließt (50);
2. und das *subjektive oder individuelle Geschlechterwissen*, das einen biografisch aufgeschichteten Wissensvorrat darstellt, der habitualisierte und inkorporierte Formen von Alltags- und Erfahrungswissen ebenso einschließt wie kognitive, reflektierte Elemente und ›Alltagstheorien‹, »mit denen AkteurInnen praxis- und handlungsnah ihre Welt reflektieren und deuten« (52).

Wichtig ist ferner, dass als dritte Analysedimension der Handlungskontext einbezogen wird, in dessen Rahmen Wissen feldspezifisch aktualisiert und ins Spiel gebracht wird. Das jeweils handlungsrelevante individuelle Geschlechterwissen beruht auf vielfältigen, je verschiedenen und je verschiedenen zusammengesetzten ›Anleihen‹ beim kollektiven Geschlechterwissen, die einerseits biografisch geprägt sind und andererseits den Spielregeln Rechnung zu tragen suchen, die in dem sozialen Feld dominieren, in dem die AkteurInnen sich aktuell zu positionieren suchen. Den zwei Grundformen von Geschlechterwissen wäre entsprechend eine dritte hinzuzufügen, die in der empirischen Analyse der Berliner Bezirksverwaltung der ›fall-

spezifischen‹ Ebene des individuell-biografischen Wissens an die Seite gestellt wird:

3. das *feldspezifische Geschlechterwissen*, das die Unterscheidungs- und Hierarchisierungsweisen umfasst, die in einem bestimmten sozialen Feld dominieren und konsensfähig sind.

Dölling entwickelt eine komplexe Matrix für eine theoriegeleitete empirische Analyse des Geschlechterwissens in je konkreten Settings, die die zwei weit auseinander liegenden Schwerpunkte des Nachdenkens über das Geschlechterwissen zu verbinden sucht, von denen ich eingangs dieses (Unter-)Kapitels ausgegangen bin. Ihr Konzept schließt auf der einen Seite an die Basics an, die bei Garfinkel, Kessler/McKenna und Hirschauer im Zentrum stehen, wobei die von ihr aufgeführten ›Gewährsmänner‹ eher im Umfeld Bourdieus zu finden sind. Und es verbindet diese allgemeinen Grundlagen mit einem genauen Blick auf das handlungsrelevante Geschlechterwissen, das konkrete Akteure in bestimmten Praxisfeldern hier und heute ›mitbringen‹, aktualisieren, strategisch einsetzen und im »doing« aufführen.

Das praktische Wissen, das Können, spielt in Bourdieus praxeologischer Perspektive, der Dölling folgt, eine zentrale Rolle. Die inkorporierten Dimensionen von Wissen und Handeln sind konstitutiv für sein Konzept des Habitus (vgl. Krais/Gebauer 2002) und gewinnen in der Analyse sozialer Felder eine kontextspezifische Präzisierung, die auch in den neueren Diskussionen zum »doing gender« zunehmend wichtig geworden ist – Stichwort Kontextualisierung (vgl. exemplarisch: Heintz/Nadai 1998 sowie die Beiträge in Gildemeister/Wetterer 2007). Gleichwohl bleibt festzuhalten, dass das theoretisch sehr wohl einbezogene KörperWissen und Können in der empirischen Analyse der Berliner Bezirksverwaltung kaum noch eine Rolle spielt. Im Mittelpunkt steht hier das diskursive Wissen, dem auch in den theoretischen Überlegungen weit größerer Raum gegeben wird.

Auch eine letzte wichtige Erweiterung des Analysehorizonts, die eng mit Döllings Erkenntnisinteresse zusammenhängt, bezieht sich auf dieses diskursive Wissen. Ihr Begriff von Geschlechterwissen soll, wie bereits zitiert, die Möglichkeit eröffnen, »Elemente von Veränderungswissen bei den AkteurInnen sowie die Relation von Beharren und Verändern [...] im praktischen Handeln systematisch« herauszuarbeiten (2005: 45f). Entsprechend berücksichtigt sie in ihren Überlegungen zum kollektiven Geschlechterwissen neben dem »doxischen« Wissen auch das von ihr so genannte »Gegenwissen«. Sowohl das von Institutionen erzeugte (wissen-

schaftliche und Experten-) Wissen wie das popularisierte Wissen, das die Medien vermitteln, kann »die hierarchisierende Geschlechterkonstruktion als evidentes Wahrnehmungs- und Deutungsmuster« entweder affirmieren oder kritisch reflektieren (51). Und man wird ergänzen können, dass auch diese kritisch-reflektierenden Wissensbestände unter bestimmten biografischen und feldspezifischen Bedingungen Eingang in das individuelle Geschlechterwissen finden (können).

Damit kommt am vorläufigen Ende meines Durchgangs durch die Geschichte der soziologischen Beschäftigung mit dem Geschlechterwissen ein Wissen in den Blick, von dem aus sich eine Brücke zu der aktuellen Hochkonjunktur des Themas »Wissen & Geschlecht« schlagen lässt, die an dessen Anfang stand. Unter dem Dach »Gegenwissen« findet auch das wissenschaftliche Wissen, das in Geschlechterforschung und feministischer Theorie in kritisch-reflektierender Absicht erarbeitet worden ist, (s)einen Platz; ganz ebenso wie das Wissen über Wissen, das Garfinkel und Kessler/McKenna, Goffman und Hirschauer entwickelt haben. Nicht nur das »Beobachten mit der Geschlechterunterscheidung«, das das Alltagswissen ebenso anleitet wie große Teile des wissenschaftlichen Wissens, sondern auch das »Beobachten der Geschlechterunterscheidung«, das Hirschauer für die Gender Studies reklamiert (2003), lässt sich in Döllings Koordinatensystem im Fundus unseres zeitgenössischen Geschlechterwissens verorten und verfügt – jedenfalls im Prinzip – über das Potenzial, Eingang in das Geschlechterwissen der Akteurinnen zu finden und praktisch relevant zu werden – wenn es denn biografisch und feldspezifisch »passt«.

5. Fazit: Was »passt« und was fehlt

Mit Döllings Überlegungen zum Geschlechterwissen kommen Analysedimensionen ins Spiel, die bei den Klassikern des interpretativen Paradigmas nicht im Fokus stehen, weil sie sich zunächst für etwas anderes interessiert haben. Ihnen ging es darum herauszufinden, welches Wissen dem »doing gender« zu Grunde liegt und vermittels welchen Könnens die Reproduktion der zweigeschlechtlichen sozialen Ordnung am Laufen gehalten wird; bei ihnen stand mit der Frage nach den Basics zugleich das Basiswissen im Zentrum, das »alle« kompetenten Gesellschaftsmitglieder, alle »normals«, miteinander teilen und für selbstverständlich halten. Dölling interes-

sieren statt dessen die Chancen für eine Transformation der Geschlechterordnung und des Geschlechterwissens; bei ihr stehen auch deshalb je konkrete Felder sozialen Handelns im Zentrum und konkrete Akteure, die über einen biografisch aufgeschichteten Wissensvorrat verfügen, der zum routinierten »gendar« beitragen kann, unter Umständen aber auch zu dessen Kritik und Veränderung.

Döllings Zugang ist entsprechend *prima vista* weit offener für Fragen des sozialen Wandels und damit zugleich eher anschlussfähig für die Probleme, die die Geschlechterforschung in sozialdiagnostischer Perspektive interessieren. Aber eben nur auf den ersten Blick, denn letztlich hängt auch der soziale Wandel und hängt insbesondere die schneckenhafte Langsamkeit, mit der er sich von der Stelle bewegt, an den Basics: Er hängt auch an dem inkorporierten Wissen und den Handlungs routinen, die uns leicht von der Hand gehen und dafür sorgen, dass wir nicht ständig überlegen müssen, wie das noch mal ging mit dem »gendar« und der »gender attribution«. Er hängt an den vorreflexiv gewordenen Wissensbeständen und an dem zweigeschlechtlichen Erkennungsdienst, der sich nicht so leicht in Pension schicken lässt, wenn der Kopf zu dem Schluss gelangt ist, dass es so nicht weitergehen kann mit dem ewigen »Gendar«.

Der weit überwiegende Teil unseres Geschlechterwissens und insbesondere des *handlungsrelevanten* Geschlechterwissens steckt, ich sage es ein letztes Mal, nicht im Kopf, er steckt nicht in den Diskursen, die auf vergleichsweise einfache Weise die Einsicht ermöglichen (können), dass – um es mit Goffman kurz zu machen – »das Geschlecht, nicht die Religion, [...] das Opium des Volkes« ist (1994: 131).

Aber ewig ist es denn doch nicht, das »Gendar«. Auch im Rahmen der wissenssoziologischen und sozialkonstruktivistischen Tradition ist durchaus Platz für sozialen Wandel. Allerdings bedarf es dazu einer Analyseperspektive, die sich auch einlässt auf lange Zeitspannen und Veränderungen, die sich der »longue durée« zurechnen lassen. Wollte man auch diese Veränderungen mit einbeziehen, wäre meine kurze Geschichte der Soziologie des Geschlechterwissens zu erweitern um eine Reihe von Stationen und Positionen, die bislang noch nicht zur Sprache gekommen sind.

In dieser erweiterten Geschichte hätte Karin Hausens klassische Rekonstruktion der »Polarisierung der Geschlechtscharaktere« (1978) einen Stammplatz, die die Geburtsstunde unseres Geschlechtsglaubens beschreibt. Einen weiteren Stammplatz hätten die wissenschaftshistorischen Arbeiten von Claudia Honegger (1991), Thomas Laqueur (1992) oder Lon-

da Schiebinger (1995), die nachzeichnen, wie dieser Geschlechtsglaube Eingang gefunden hat in die Wissenschaften vom Menschen und von der Natur aller Lebewesen. Einen kleinen Schemel gäbe es vielleicht auch für meine Überlegungen zum »zeitgenössischen Differenzwissen« (2002), die am Beispiel der ›Erfindung‹ der ersten bürgerlichen Frauenberufe rekonstruieren, wie der damals noch unverhohlen hierarchisierende Geschlechtsglaube die Töchter des Bürgertums erfasste, die zunächst weit hochfliegendere Pläne hatten und erst lernen mussten, dass das Wissen (und Wünschen) ›im Kopf‹ mitunter weit entfernt ist von dem zeitgenössischen Differenzwissen, das eine Chance hat, praktisch zu werden.

Und einen ordentlichen Stammplatz hätte natürlich Goffman, der in den ausgehenden 1970er Jahren die Reziprozität von Geschlechterwissen und sozialer Praxis ins Zentrum seines Konzepts der institutionellen Reflexivität stellte, zu einem Zeitpunkt also, als der Glaube an die Natürlichkeit der je verschiedenen Geschlechtszuständigkeiten von Frauen und Männern bereits zu schwinden begann (vgl. Wetterer 2003). Die zunehmenden Verfallserscheinungen der institutionellen Reflexivität, die sich durch ein passgenaues Ineinandergreifen von Geschlechterwissen und Geschlechterarrangements auszeichnet und durch ein schönes Einverständnis zwischen kognitiv-diskursivem, inkorporiertem und praktischem Wissen, machen dann aber einen analytischen Zugang immer wichtiger, der auch das einzubeziehen erlaubt, was bei Dölling im Zentrum steht: Unterschiede zwischen verschiedenen Handlungsfeldern, biografische Differenzierungen und ›die Relation von Beharren und Verändern [...] im praktischen Handeln‹.

Sie ›passen‹ also ganz gut zusammen, die hier vorgestellten Konzeptualisierungen von Geschlechterwissen, weil jede von ihnen Analysedimensionen expliziert und entfaltet, die in der jeweils anderen angelegt, aber nicht ausbuchstabiert sind. Bei Garfinkel, Kessler/McKenna und Hirschauer ist das Basiswissen genau bedacht, das auch Dölling voraussetzt; und bei Dölling sind die Aspekte ausdifferenziert, denen auch Garfinkel, Kessler/McKenna oder Hirschauer mehr Beachtung hätten schenken müssen, wenn sie nach dem pluralen Geschlechterwissen gefragt hätten, das die ›normals‹ hier und heute in konkreten Handlungsfeldern haben und brauchen, um reüssieren zu können und Anerkennung zu finden in den ernsten Spielen der sozialen Praxis.

Ob sich dabei irgendwann irgendwo auch ein Handlungskontext wird finden lassen, in dem ein nicht unbedingt nur diskursiv gedachtes ›Gegenwissen‹ biografisch und feldspezifisch ins Spiel ›passt‹, wird sich aller-

dings noch zeigen müssen. Aber das ist eine empirische Frage, und die wird sich am Ende dieses Buches sicher besser beantworten lassen als hier am Anfang.

Literatur

- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1969; zuerst englisch: 1966): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a. M.
- Braun, Christina von/Stephan, Inge (Hg.) (2005): Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien. Köln, Weimar, Wien.
- Dölling, Irene (2003): Das Geschlechter-Wissen der Akteur/e/innen. In: Andresen, Sünne/Dölling, Irene/Kimmerle, Christoph (2003): Verwaltungsmodernisierung als soziale Praxis. Geschlechter-Wissen und Organisationsverständnis von Reformakteuren. Opladen: 113–165.
- Dölling, Irene (2005): ›Geschlechterwissen‹ – ein nützlicher Begriff für die ›verstehende‹ Analyse von Vergeschlechtlichungsprozessen? In: *Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien* 23(1+2) 44–62.
- Garfinkel, Harold (1967): Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs.
- Gebauer, Gunter/Wulff, Christoph (2003): Mimetische Weltzugänge. Soziales Handeln – Rituale und Spiele – ästhetische Produktionen. Stuttgart.
- Gildemeister, Regine/ Wetterer, Angelika (Hg.) (2007): Erosion oder Reproduktion geschlechtlicher Differenzierungen? Widersprüchliche Entwicklungen in professionalisierten Berufsfeldern und Organisationen. Münster.
- Goffman, Erving (1994; zuerst englisch: 1977): Das Arrangement der Geschlechter. In: Ders.: Interaktion und Geschlecht. Frankfurt a. M., New York: 105–158.
- Goffman, Erving (1981; zuerst englisch 1976): Geschlecht und Werbung. Frankfurt a. M.
- Gugutzer, Robert (Hg.) (2006): body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports. Bielefeld.
- Hagemann-White, Carol (1984): Sozialisation: Weiblich-männlich? Opladen.
- Hagemann-White, Carol (1993): Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? Methodische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht. In: *Feministische Studien* 11(2): 68–78.
- Hausen, Karin (1978): Die Polarisierung der ›Geschlechtscharaktere‹ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Rosenbaum, Heidi (Hg.): Seminar Familie und Gesellschaftsstruktur. Frankfurt/M.: 161–214.
- Heintz, Bettina/ Nadai, Eva (1998): Geschlecht und Kontext. De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung. In: *Zeitschrift für Soziologie* 19(3): 573–588.
- Hirschauer, Stefan (1996): Wie sind Frauen, wie sind Männer? Zweigeschlechtlichkeit als Wissenssystem. In: Eifert, Christiane u.a. (Hg.): Was sind Frauen? Was sind Männer? Geschlechterkonstruktionen im historischen Wandel. Frankfurt a. M.: 240–256.

- Hirschauer, Stefan (2003): Wozu ‚Gender Studies‘? Geschlechterdifferenzierungsforschung zwischen politischem Populismus und naturwissenschaftlicher Konkurrenz. In: *Soziale Welt* 54(4): 461–482.
- Honegger, Claudia (1991): Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaft vom Menschen und das Weib. Frankfurt a. M., New York.
- Joas, Hans/ Knöbel, Wolfgang (2004): Sozialtheorie. Zwanzig einführende Vorlesungen. Frankfurt a. M.
- Kessler, Suzanne J./McKenna, Wendy (1978): Gender. An Ethnomethodological Approach. Chicago.
- Krais, Beate/Gebauer, Günter (2002): Habitus. Bielefeld.
- Laqueur, Thomas (1992): Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud. Frankfurt a. M.
- Larson, Margali Sarfatti (1977): The Rise of Professionalism. A Sociological Analysis. Berkeley, Los Angeles, London.
- Lüdke, Dorothea/ Runge, Anita/ Koreuber, Mechthild (Hg.) (2005): Kompetenz und/oder Zuständigkeit. Zum Verhältnis von Geschlechtertheorie und Gleichstellungspraxis. Wiesbaden.
- Martin, Emily (1991): The Egg and the Sperm. How Science has Constructed a Romance Based on Stereotypical Male-Female-Roles. In: *Signs* 16: 485–501.
- Meuser, Michael (2006): Körper-Handeln. Überlegungen zu einer praxeologischen Soziologie des Körpers. In: *Gugutzer* 2006: 95–116.
- Riegraf, Birgit/Plöger, Lydia (Hg.) (2008): Geschlechterwissen und Geschlechterkompetenz. Zwischen Wissenschaft und Politik. Bielefeld (im Druck).
- Schiebinger, Londa (1995): Am Busen der Natur. Erkenntnis und Geschlecht in den Anfängen der Wissenschaft. Stuttgart.
- Schütz, Alfred (1975; zuerst: 1932): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Frankfurt a.M.
- Stehr, Nico (1994): Arbeit, Eigentum, Wissen. Zur Theorie der Wissensgesellschaft. Frankfurt a.M.
- Stehr, Nico (1998): Wissensberufe. In: Schulz, Wolfgang K. (Hg.): Expertenwissen. Soziologische, psychologische und pädagogische Perspektiven. Opladen: 17–31.
- Tyrell, Hartmann (1986): Geschlechtliche Differenzierung und Geschlechterklassifikation. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 38: 450–489.
- Wetterer, Angelika (2002): Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. »Gender at Work« in theoretischer und historischer Perspektive. Konstanz.
- Wetterer, Angelika (2003): Rhetorische Modernisierung. Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen. In: Knapp, Gudrun-Axeli/ Wetterer, Angelika (Hg.): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II. Münster: 286–319.

Angelika Wetterer (Hg.)

**Geschlechterwissen
und soziale Praxis**

Theoretische Zugänge –
empirische Erträge

ULRIKE HELMER VERLAG

Inhalt

Vorbemerkung.....	7
-------------------	---

<i>Angelika Wetterer</i> Geschlechterwissen: Zur Geschichte eines neuen Begriffs	13
---	----

TEIL 1: THEORETISCHE ZUGÄNGE.....	37
-----------------------------------	----

<i>Angelika Wetterer</i> Geschlechterwissen & soziale Praxis: Grundzüge einer wissenssoziologischen Typologie des Geschlechterwissens	39
---	----

<i>Silvia Stoller</i> Latentes Geschlechterwissen.....	64
---	----

<i>Stefan Hirschauer</i> Körper macht Wissen. Für eine Somatisierung des Wissensbegriffs	82
---	----

<i>Eva Flicker</i> Visualisierung von Geschlechterwissen im öffentlichen Raum	96
--	----

TEIL 2: EMPIRISCHE ERTRÄGE.....	123
---------------------------------	-----

<i>Karin Sardadvar</i> »Dass es mit unserem Alter nicht mehr leicht ist, ist bekannt.« Wissen, Deutungen und Diskurse zu ›später Mutterschaft<.....	125
---	-----

<i>Torsten Wöllmann</i> Medizinisches Wissen und Geschlechterwissen: Die Formierung der Andrologie als Neuerfindung des Männerkörpers	144
---	-----

ISBN 978-3-89741-270-5

© 2008 Copyright Ulrike Helmer Verlag, Königstein/Taunus

Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung: Atelier KatarinaS / NL

Druck und Bindung: Wilfried Niederland Verlagsservice, Frankfurt am Main
Printed in Germany

Ulrike Helmer Verlag
Altkönigstraße 6a, D-61462 Königstein/Taunus
E-Mail: info@ulrike-helmer-verlag.de
www.ulrike-helmer-verlag.de

<i>Tanja Paulitz</i>	
Flexible Modi der Vergeschlechtlichung: Neue Perspektiven auf technikwissenschaftliches Wissen	164
<i>Christina Altensträßer</i>	
Wissen – Geschlecht – Ökonomie. Habilitationsverfahren von Ökonominnen an der Universität Berlin in den 1920er Jahren.....	185
<i>Sünne Andresen & Irene Dölling</i>	
Umbau des Geschlechter-Wissens von ReformakteurInnen durch Gender Mainstreaming?	204
<i>Bärbel Könekamp</i>	
Geschlechterwissen von Führungskräften und Berufschancen von Akademikerinnen	224
<i>Johanna Hofbauer</i>	
Demonstrative Anwesenheit und sinnlose Überstunden. Inkorporiertes Geschlechterwissen im Spiel um Differenzen.....	247
<i>Sabine Blaschke</i>	
Geschlechter-Wissen in Organisationen: Gewerkschaften in Österreich und Deutschland	264
<i>Anita Thaler</i>	
Geschlechterwissen in der industriellen Forschung – ein Ländervergleich.....	283
AutorInnenverzeichnis	299

Vorbemerkung

Der vorliegende Sammelband geht auf zwei Tagungen zurück, die Ende 2006 und Ende 2007 an der Universität Graz stattgefunden haben: die Grazer Arbeitstagungen »Geschlechterwissen, Professionalisierung & soziale Praxis«. Verbunden mit der Ausrichtung dieser Tagungen, die im kommenden Jahr fortgesetzt werden, war und ist das Ziel, schwerpunktmäßig in Österreich einen interdisziplinären Diskussions- und Forschungszusammenhang ins Leben zu rufen, der an die Ergebnisse des DFG-Forschungsschwerpunkts »Professionalisierung, Organisation, Geschlecht« (1998–2004) anschließt und sich mit den Wechselbeziehungen zwischen unterschiedlichen Spielarten von Geschlechterwissen und dem Verhältnis von Geschlechterwissen und sozialer Praxis beschäftigt.¹

Der Bezug auf Professionalisierungsprozesse als gegenstandbezogener Klammer des Nachdenkens über Geschlechterwissen und soziale Praxis ist relativ bald in den Hintergrund getreten, weil kaum eine/r der Tagungsteilnehmer/innen aktuell zu diesem Gegenstandsbereich arbeitet und es deshalb wenig sinnvoll schien, an diesem Fokus festzuhalten. Umso mehr habe ich mich gefreut, dass der 2006 hierzulande noch recht neue Begriff des Geschlechterwissens und mein Vorschlag, unterschiedliche Spielarten von

¹ Die schwerpunktmäßige Verortung dieses Diskussions- und zukünftigen Forschungszusammenhangs in Österreich, die in Zeiten einer zunehmenden Internationalisierung von Wissenschaft und Forschung anachronistisch erscheinen mag, hatte und hat vor allem damit zu tun, dass ich als Neuling und (bislang) einzige Professorin für soziologische Geschlechterforschung in diesem Land einen Rahmen bereitstellen wollte, der einen kontinuierlichen Austausch mit den KollegInnen vor Ort ermöglicht und zur Vernetzung der österreichischen Geschlechterforschung beiträgt. Dass insbesondere das »Fernziel, mittelfristig einen Forschungszusammenhang aufzubauen, Zeit braucht, liegt auf der Hand. Aber ein viel versprechender Anfang ist, wie ich denke, gemacht und das lässt mich zuversichtlich an die Projekte denken, die wir demnächst gemeinsam planen und in die Tat umsetzen könn(t)en.

Die Beziehung zwischen Wissen und Geschlecht ist in den letzten Jahren zu einem neuen Fokus theoretischen Nachdenkens in Geschlechterforschung und feministischer Theorie geworden.

Im Mittelpunkt der theoretischen und empirischen Beiträge dieses Buches stehen Unterschiede und Zusammenhänge zwischen Gender-Expertinnenwissen, alltagsweltlichem und wissenschaftlichem Geschlechterwissen.

Das Thema hat inzwischen auch Eingang in empirische Forschungen gefunden, die nach dem Geschlechterwissen der Akteure in verschiedenen Handlungsfeldern fragen. Das Buch schließt an diese Diskussionen an und geht der Frage nach, inwiefern unterschiedliche Formen sozialer Praxis unterschiedliche und auch konkurrierende Spielarten von Geschlechterwissen voraussetzen und hervorbringen.

Angelika Wetterer, promovierte Germanistin und habilitierte Soziologin, ist seit Herbst 2005 Professorin für die Soziologie der Geschlechterverhältnisse und Leiterin des Bereichs Geschlechtersoziologie und Gender Studies an der Universität Graz. Ihre Forschungsschwerpunkte: Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion, feministische Theorie, Modernisierungsprozesse im Geschlechterverhältnis, Geschlechterwissen und soziale Praxis.

ISBN 978-3-89741-270-5



9 783897 412705

Angelika Wetterer (Hg.)

Geschlechterwissen und soziale Praxis

Theoretische Zugänge –
empirische Erträge

ULRIKE HELMER VERLAG